

Tretmühle

Bildbeschreibung zu **B 4** bzw. Erzählvorlage für **U 10**

1. Fron der Arbeit

„Wie in einer Tretmühle“ - das ist ein oft gedankenlos hingesprochenes Wort angesichts monotoner, ziel- und auswegloser Arbeit. Einstmals bittere und grausame Realität, ist die Sache, um die es geht, die Tretmühle, als nicht mehr nachvollziehbare Erfahrung heute zu einer Metapher verblasst, in der nur noch wenige den Nachhall vergangener menschlicher Bösartigkeit zu verspüren vermögen. Das vergessliche Gewissen hat ihre Schrecken allzu voreilig in die Schatztruhe der Sprichwörter verbannt, obwohl sie uns - wenn auch in veränderter Gestalt - weiterhin auf Schritt und Tritt begleiten. So brauchen wir Bilder wie diesen drastischen Holzschnitt, um den Blick für das Elend um uns zu schärfen und die Erinnerung wach zu halten an Jahrtausende der Unfreiheit, in denen die Menschen sich nicht die Erde untertan, sondern sich gegenseitig zu Untertanen gemacht haben. Von den Zeiten des Pyramidenbaus bis herauf in unsere Tage haben Menschen einander versklavt, haben Generationen von Sklaven Gesundheit und Leben opfern müssen, um die Schaufeln der Tretmühle in Bewegung zu halten und damit Seilzüge und Schöpfräder anzutreiben. Nicht selten erfolgte diese Vergewaltigung des Menschen im Zeichen des Fortschritts: noch im letzten Jahrhundert feierten gerade Tretmühlen ein peinliches Comeback, etwa im „progressiven“ Strafvollzug oder in der Beschäftigungstherapie von Geisteskranken: der Mechanismus eines „hohlen Rades“ sollte ihnen helfen, innere Unruhe in äußere Bewegung umzuwandeln.

Vordergründig setzt sich dieser Holzschnitt mit dem Dilemma der Arbeit auseinander. Nicht der Glanz ihrer Werke, die Freude und Selbstverwirklichung, die sie einer Minderheit schenkt, werden vorgeführt, sondern - der schwer im Nacken des Sklaven lastende Balken zeigt es - die „Unterjochung“ unter eine von den Verhältnissen erzwungene, unverständene Arbeit „im Schweiß des Angesichts“, wie der Durchschnittsmensch sie erlebt: Arbeit als Abfall von ihrer Idealität. Er rackert, quält, schindet sich ab, um der Notdurft des Lebens zu begegnen. War es köstlich, so war es „mühe und arbeit“ (*Martin Luther*), Fron, Plage, Leistungszwang. Treten, das weiß er, bringt Geld, und Geld bringt Brot. So hat Arbeit Zweck, aber keinen Sinn. Sie bringt keinen „Fortschritt“, denn der sich solchermaßen abmüht, tritt auf der Stelle. Sein Blick findet keinen neuen Horizont. Wie der Prediger Salomo (Kohélet) ruft er in verzweifelter Klage aus: „Was hat der Mensch am Ende von seiner Anstrengung? Nichts als Sorgen und Plagen hat er sein Leben lang, selbst in der Nacht kommen seine Gedanken nicht zur Ruhe. Auch das ist sinnlos!“ (Prediger 2, 22-23).

2. Fluch der Technik

Die Zweifel des Bildes gelten aber nicht allein der Arbeit, sondern auch dem ältesten Versuch ihrer Bewältigung, der Technik. Im Zeichen der Maschine versucht jede Technik, Arbeit zu vermenschlichen, den Naturkräften aufzubürden und ihr die Würde zu erstreiten, die ihr in unserem modernen Weltbild zugedacht ist. Aber auch an der Wiege der Technik stand neben dem Glanz das Elend, neben der Macht der Missbrauch Pate. Hephaistos, der griechische Schmiedegott, war ein hinkender Gott. Jedem technischen Gerät eigneten schon in prähistorischer Zeit magische Eigenschaften, „guter“ und „böser“ Zauber. Die scheinbare Verselbständigung dieser maschinellen Prothesen zu „Nutzen“ und „Schaden“

für ihre Schöpfer ist dabei nichts anderes als der Einfluss guter und schlechter menschlicher Eigenschaften auf ihre Handhabung. Selbst die einfachsten und ältesten Maschinen wie die Mühlen sind mit gegensätzlichen Vorzeichen ausgestattet: Tret- und Stampfmühlen etwa, „Knochen-“ und „Todesmühlen“, die langsam mahlenden Mühlen des göttlichen Gerichts, „Zwickmühlen“, das „Mühlrad im Kopf“, die Windmühlen des Don Quichotte und die Mühlsteine, zwischen die wir geraten können, signalisieren von jeher den bedrohlichen Aspekt. Wie aus jener Federzeichnung von *Kubin* („Landschaft der Mühlen“), in der sich das Tor eines großen Mühlturms zur Fratze eines alles verschlingenden Ungetüms verzieht, so weht uns auch aus *Habdanks* Tretmühle ein Hauch von Zerstörung an. Wesentlicher noch als diese Gefahr der Technik, die ein Risiko jedes Menschseins ist, erscheint eine andere: es ist die schleichende Veränderung, die Technik früher oder später immer an ihrem Urheber bewirkt. Auch unser Holzschnitt zeigt sie: der Mensch ist nicht länger Herr seines Produktes, sondern wird zum Knecht, der die Maschine „bedient“, die ihm dienen sollte. „Bedienung“ der technischen Apparatur heißt aber, dass wir uns den Gesetzmäßigkeiten und Konsequenzen selbstgeschaffener Roboter beugen und ihnen Vorrang einräumen vor unseren eigenen Bedürfnissen. So gewinnt eine Gefahr zunehmend Bedeutung, die an das Wesen der menschlichen Natur rührt und ihre Wachstumskräfte zu verformen droht.

3. Denkmal der Verzweiflung

Die Aussage des Bildes übergreift aber die Themenkreise Arbeit und Technik. Letztendlich ist dieser Holzschnitt ein Denkmal der Verzweiflung des Menschen über den Menschen. Sein Motto, die Wehklage des Predigers (Prediger 4, 1-3) über das Unrecht, das unter der Sonne geschieht, und seine Lobpreisung der Toten und Ungeborenen artikuliert ein pessimistisches Daseinsgefühl, das von Menschen aller Zeiten so oder ähnlich empfunden wurde. Den meisten ist diese Klage über das ausweglose Verhängnis ihrer Existenz zu wortloser Resignation erstarrt. Auch der Mann in der Tretmühle hat den Widerstand aufgegeben und trägt sein Los in stumpfer, nihilistischer Trauer und ohnmächtiger Ergebung. Aber täuschen wir uns nicht: hinter der Maske geduldiger Fügsamkeit lauert die Rebellion; hinter dem monotonen Rhythmus des Tretens wacht nervöse, froschbeinige Sprunghaftigkeit; hinter der Angst des Gejagten blitzt schon der Hass des Sklaven auf, der bei erster Gelegenheit selbst zum Jäger werden wird, um seinerseits in anderen die Fackel des Hasses zu entzünden: *homo homini lupus*.

Die unendliche Bewegung des Tretrades beschreibt nicht den Kreis göttlicher Vollkommenheit, sondern einen *circulus vitiosus*, aus dessen Bannmeile kein Entrinnen möglich ist, der statt Entwicklungen nur immer neue Verwicklungen kennt. Er gleicht dem flammenden Rad der Mythologie, auf das der Frevler Ixion zu ewiger Umdrehung verdammt wurde, ebenso wie dem Rad der launischen antiken Glücks- und Schicksalsgöttin oder dem Rad der Torheit, von dem Jesus Sirach (Kap. 33, Vers 5) schreibt: „Des Narren Herz ist wie ein Rad am Wagen, und seine Gedanken laufen um wie die Nabe.“ Die monumentale Ausweglosigkeit dieses Bildes, das nicht heilt, sondern verwundet, nicht entschuldigt, sondern anklagt, nicht verheilt, sondern nüchtern konstatiert, entlässt Fans ohne Trost. Ein Mahnmal ist schließlich kein Tröster. Und doch liegt auch über den Zügen dieses Geschundenen ein Schein der Hoffnung. Freilich, es ist eine Hoffnung, die nicht auf die Kräfte menschlicher Vernunft setzt, eine Hoffnung gerade gegen jede Vernunft. Es ist die Hoffnung der Verzweiflung und des Glaubens, die Hoffnung des Noah, Abraham und Jona, die Hoffnung, die auf Gräbern wächst.

Helmut Bieber